

Lebenserinnerungen von Helmut Kluger Dipl.-Verwaltungs-Betriebswirt



Ich wurde am 21. Juli 1936 in Gießhübel (Adlergebirge) im Elternhaus (Haus-Nr. St 132) geboren. Meine Eltern Anton und Theresia Kluger (geb. Schintag) betrieben eine Bäckerei und ein Kolonialwarengeschäft.



Mein Geburtshaus

Anfang Oktober 1938 mussten wir flüchten, weil Kriegsgefahr bestand und wir im Grenzgebiet wohnten. Die Tschechen hatten Panzersperren und Bunker errichtet. Wir waren eine Woche in Bad Altheide (Schlesien) bei Familie Kießlich. Als die deutschen Truppen einmarschierten, konnten wir wieder nach Gießhübel zurückkehren.



Panzersperre



Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Kuttel (Grenze)

Als Kind wurde ich oft von Marie Markel, die am Stadtring wohnte, betreut. Ich erinnere mich noch gern an den guten Kaiserschmarrn, den sie immer zubereitete.

Als ich fünf Jahre alt war, kam ich in den Kindergarten. Dieser war im Rathaus untergebracht. Meine Garderobe war mit einem Fliegenpilz gekennzeichnet.



Rathaus mit Kindergarten

1941 besuchten wir Verwandte in Brünn. In einem Spielwarengeschäft entdeckte ich ein rotes Holzauto mit Tretpedalen. Obwohl ich es mir sehr wünschte, kauften die Eltern es nicht.

Ich bekam eine Holzeisenbahn.



Holzeisenbahn, gekauft 1941 in Brünn

Im Winter gab es bei uns sehr viel Schnee. Mit sechs Jahren bekam ich zu Weihnachten ein paar Schier geschenkt und ich lernte mit großer Begeisterung Skifahren. Vor unserem Haus war ein Hügel und ich konnte bequem bis vor die Haustür fahren.

1942 wurde ich eingeschult. Wir hatten alle eine Schiefertafel, Griffel sowie einen feuchten Schwamm zum Löschen und ein Tuch zum Trockenreiben. Meine Lehrer waren Frau Martha Blaschke und Alfred Patzelt.



Volksschule

Im Sommer besuchten wir fast jeden Sonntag unsere Großmutter, die in Obergießhübel wohnte. Sie bereitete immer einen Pietsch (Kartoffelgericht mit Sauerrahm).

Ich half ihr manchmal beim Heumachen.



Christine und Wilhelm Schintag (um 1920)

Sehr viel Spaß machte das Forellenfangen. Mein Großvater Wilhelm Schintag hatte eine mechanische Weberei, die über Wasserkraft betrieben wurde, und eine kleine Landwirtschaft.

Wenn man das Wasser, das zum Wasserrad führte, abstellte, bildeten sich Pfützen, in denen viele Forellen schwammen.

Meine Mutter zeigte mir, wie man diese Fische mit den Händen fängt.

Ich war gerne in der Weberei. Mit einem der Webstühle wurden Jacquardstoffe hergestellt.



Mechanische Weberei Wilhelm Schintag (1964)

Ende 1944 und im Frühjahr 1945 kamen viele Flüchtlinge aus Bessarabien und Bombengeschädigte aus dem Ruhrgebiet nach Gießhübel, die in den Häusern untergebracht wurden.

Ab Februar 1945 fiel der Schulunterricht aus, weil beide Schulen mit Flüchtlingen belegt waren.

Im März und April 1945 rückte die Front immer näher. Es wurden an wichtigen Knoten „Panzersperren“ aus Holzstämmen errichtet.

Mein Vater war der letzte deutsche Bürgermeister von Gießhübel. Am 7. Mai 1945 wurde er von tschechischen Partisanen abgeholt und nach Neu Hradek gebracht. Er wurde dann in einem offenen Auto, dem andere tschechische Fahrzeuge folgten, nach Gießhübel gefahren. Der Anführer, ein gewisser Šmida, sagte: „Wenn nur ein Schuss fällt, dann werden sie sofort liquidiert“!

Wenige Tage zuvor hatten tschechische Partisanen auf deutsche Soldaten geschossen. Sie wurden gefasst und sollten hingerichtet werden. Mein Vater hat dies verhindert.

Am 8. Mai 1945 fuhren früh um 6 Uhr die ersten russischen Panzer bei uns ein. Die Soldaten plünderten und vergewaltigten viele Frauen und Mädchen. In unserem gegenüberliegenden Haus (Haus-Nr. St 29) wurde die Kommandantur eingerichtet und wir mussten die Russen mit Brot versorgen.

Täglich kam es zu Plünderungen. Die Russen verlangten Schnaps und Uhren.



Unser 1933 neu erbautes Haus (Haus-Nr. St 29)

Am 1.6.1945 begann die „wilde Vertreibung“ der Deutschen. Zehn Familien wurden über die Grenze bei Kuttel nach Lewin (Schlesien) getrieben. Sie mussten eine Tafel mit der Aufschrift: „Heim ins Reich“ vorantragen.

Am 6. Juni 1945 wurde unser Pfarrer Anton Rührig abgeführt und am 16.6.1945 im Pekotal (bei Neustadt) erschossen.

Fast alle Männer wurden verhaftet, elf davon wurden ohne Gerichtsverhandlung von den Tschechen ermordet.



Verhaftung von Pfarrer Rührig

Im Juli 1945 kam eine Familie Lukašek und beschlagnahmte unser Haus.

Frau Lukašek sagte zu ihren beiden Kindern: „To je nyní součástí všech námi“ (Das gehört jetzt alles uns).

Wir mussten unser Haus verlassen, durften nur wenige lebensnotwendige Sachen mitnehmen und wurden in ein seit Jahren unbewohntes Häuschen eingewiesen.

Mein Vater musste in seinem eigenen Haus arbeiten.

Alle Deutschen mussten eine weiße Armbinde tragen. In der Öffentlichkeit durfte nicht Deutsch gesprochen werden und deutsche Kinder waren vom Schulbesuch ausgeschlossen.

Der Schwiegervater von Onkel Adolf (Bruder meines Vaters), ein ehemaliger Schulrektor aus Potsdam, erteilte mir fast täglich 1 Stunde Unterricht in Grammatik und Rechnen.

*

Am 1. August 1946 wurden auch wir vertrieben. Wir mussten um 9 Uhr am Ringplatz erscheinen und durften nur 50 kg Gepäck mitnehmen. Mit einem Pferdewagen wurden wir nach Neustadt a.d. Mettau gebracht. Dort wurde unsere Habe kontrolliert und neuwertige Sachen wurden beschlagnahmt. Wir übernachteten im Neustädter Schloss und wurden am nächsten Tag nach Halbstadt bei Braunau verfrachtet. Dort mussten wir eine Nacht in einem Barackenlager verbringen; es gab viele Wanzen und anderes Ungeziefer.

Am nächsten Tag wurden wir zum Bahnhof gebracht. Am Bahnsteig wurde nochmals alles kontrolliert und Wertsachen wurden weggenommen.

Meine Tante Herta war Schneiderin und hatte ihre Singer-Nähmaschine mitgenommen. Ein tschechischer Uniformierter befahl einem älteren Jungen und mir, die Maschine zu einem Güterwaggon, in dem sich beschlagnahmte Waren befanden,

zu bringen. Wir brachten die Nähmaschine aber zum übernächsten Wagen und luden sie dort ein. So konnten wir Tante Hertas Maschine retten.

Dann mussten wir in Güterwagen einsteigen.

In unserem Waggon waren auch Onkel Wilhelm und Onkel Adolf mit ihren Familien. Außerdem fuhr noch zwei weitere Familien aus Unter-Gießhübel in unserm Güterwagen mit.

Wir fuhr über Aussig, Dresden und Halle nach Mecklenburg. Unterwegs wurde der Zug getrennt. Der vordere Teil fuhr nach Schönberg weiter und unser Transport endete in Jessenitz.

Dort verbrachten wir einige Tage in einem Barackenlager und wurden dann auf die umliegenden Ortschaften verteilt.

*

Uns wurde in Lübtheen in der Schulstraße 1 eine kleine Wohnung im Dachgeschoss zugewiesen. Sie bestand aus einer kleinen Küche (mit Kaminanschluss, ohne Ofen), einem Abstellraum mit schrägem Dach und Dachfenster und dem Flur, der sich am Ende des steilen Treppenaufganges befand.

Im Abstellraum gab es einen Gasanschluss und einen Gaskocher.

Trinkwasser mussten wir uns vom Hof hinter dem Haus holen. Dort stand eine Wasserpumpe. Abwasser wurde in den Straßengraben geschüttet.

In ganz Lübtheen gab es weder Trinkwasserleitungen, noch Abwasserkanäle. Um die Notdurft zu verrichten, musste man sich ebenfalls auf den Hof begeben.

In einem Holzhäuschen mit verriegelbarer Tür gab es ein Brett mit Loch, darunter stand ein Eimer.

Täglich wurden zu unterschiedlichen Zeiten Stromsperrungen durchgeführt. Auch Gas gab es nicht rund um die Uhr.

Meine Mutter fertigte aus Getreidesäcken Strohsäcke zum Schlafen. Mein Schlafplatz war im Flur neben dem Treppenaufgang.

Wir hatten sehr großen Hunger. Täglich gingen wir auf die abgeernteten Felder, um Ähren oder Kartoffeln zu sammeln.

Mein Vater tauschte seinen einzigen Anzug bei einem Bauern gegen einen Sack Getreide. Mutter bereitete aus den gemahlten Körnern jeden Tag eine Schrottsuppe.

Es gab Lebensmittelkarten. Ein Brot musste 4 Tage reichen. Um nicht zu viel zu essen, wurden Kerben in den Brotlaib gemacht.

Alles, was noch irgendwie brauchbar erschien, wurde gesammelt, um es selbst zu verwenden oder als Tauschobjekt zu benutzen. In Jessenitz gab es ein Werk der Deutschen Wehrmacht, in dem Munition hergestellt und verpackt worden war.

Wir fanden dort Kartuschen mit Schwarzpulver in Stangenform. Das eignete sich hervorragend zum Ofen anzünden.

Aus Aluminiumkartuschen fertigte mein Onkel Wilhelm Kochtöpfe und aus einer Eisentonne einen Ofen zum Heizen (Kanonenofen).

Wir fanden auch Fallschirme. Meine Mutter nähte aus der Fallschirmseide Blusen und Hemden.

Jeden Sonntag gingen wir in die Kirche. Ich war dort Ministrant. Morgens, vor dem Essen und vor dem Schlafen gehen haben wir laut gebetet. Bevor meine Mutter ein Brot anschnitt, machte sie darauf ein Kreuzzeichen und dankte für „das tägliche Brot“.

*

Am 2. Mai 1948 starb in Plau am See Tante Anna infolge einer Schilddrüsenoperation. Sie war Kriegerwitwe und hinterließ drei Kinder. Mein Vater wurde zum Vormund für die Kinder bestellt.

Hannelore kann zu uns, sie war damals 10 Jahre alt, Werner zu Onkel Adolf und Gunter zu Familie Melion.

Weil kein Platz mehr in unserer kleinen Dachgeschossunterkunft war, räumten die Hausbesitzer, Familie Schöneich, das unbenutzte Zimmer auf der anderen Giebelseite. Dort gab es sogar einen Kachelofen.

Nun hatte ich ein eigenes Bett und am Kopfende war noch etwa 1 m bis zur Wand frei. Dort richtete ich mir einen Bastelplatz ein.

Im Nachbarhaus wohnte Rudi Ehrlich. Er war 2 Jahre älter als ich und technisch sehr interessiert. Wir montierten aus einem in der Nähe abgestürzten Flugzeug Voltmeter, Drähte, Rundfunkröhren und alles, was noch zum Basteln verwertbar war, aus. Zuerst bauten wir einen Einkreisempfänger.

Alles, was wir an Bastelbüchern über Radio- oder Elektrotechnik auftreiben konnten, kauften oder tauschten wir ein. Wir waren jeden Tag mit Löten und Schrauben beschäftigt. Als Löt fett verwendeten wir Baumharz, das wir im Wald von den Fichten kratzten.

Schon nach 1 Jahr haben wir defekte Rundfunkgeräte repariert. Es handelte sich in der Regel um „Volksempfänger“ (preiswertes Einheitsradio im 3. Reich). In 90 % der Fälle war der Bosch-MP-Kondensator defekt.

*

Mein Vater arbeitete ein paar Wochen lang als Waldarbeiter und bekam dann in Quassel bei der Firma Rendsmann einen Arbeitsplatz als Nachtwächter.

Die Familie Rendsmann betrieb eine Getreidemühle, hatte eine Landwirtschaft mit Kühen und Gänsen und einen Aalfang an der Sude. Er brachte jeden Morgen etwas Essbares (Reste vom Abendessen des Vortages) mit.

Ich hatte das große Glück, dass ich von 1947 bis 1948 nach der Schule dort als Kuh- und Gänsehirt arbeiten durfte. Viele meiner Klassenkameraden beneideten mich, denn ich bekam Mittagessen, nachmittags ein Kännchen Milch und ein Schmalzbrot und abends ein warmes Essen. Das Schmalzbrot bewahrte ich auf, denn meine Mutter wartete schon darauf.

1948 wurde die HO (Handelsorganisation) gegründet. Diese staatliche Institution verkaufte Waren ohne Lebensmittelkarten, allerdings zu einem hohen Preis.

Mein Vater bewarb sich und wurde Verkaufsstellenleiter in der Breitscheidstrasse. In diesem Jahr konnten wir in der Lindenstrasse 19 eine Dreizimmerwohnung beziehen.

*

1946 wurde ich in die 5. Klasse eingeschult. Ich war 2 Jahre jünger als meine Mitschüler.

Mehrmals im Sommer mussten wir mit der Schulklasse Kartoffelkäfer sammeln.

Nach Abschluss der achten Klasse Volksschule durften 2 Schüler die Oberschule in Hagenow besuchen: Ulrich Buss und ich. Zuvor mussten wir aber der Jugendorganisation FDJ (Freie Deutsche Jugend) beitreten.

Hagenow ist 20 km von Lübtheen entfernt. Wir fuhren mit dem Bus nach Pritzier, von dort mit dem Zug nach Hagenow Land und stiegen dann in die Kleinbahn nach Hagenow Stadt um.

Die meisten Schüler kamen aus den umliegenden Orten und waren im Internat untergebracht. Der Fußweg von der Oberschule zum Internat betrug 20 Minuten. Das Internat bestand aus 2 Doppelstockhäusern mit je 6 Dreizimmerwohnungen.

Wir Neulinge bekamen einen Platz im großen Zimmer. Dort waren drei Doppelstockbetten aufgestellt. Durch dieses Zimmer gelangte man in ein Vierbett- und in ein Zweibettzimmer. Diese Zimmer waren den älteren Schülern vorbehalten. Zu jeder Wohnung gehörte ein WC ohne Waschbecken. Papier durfte man ins WC nicht einwerfen, weil sonst der Abfluss verstopfte. Im Keller gab es mehrere Waschbecken mit kaltem Wasser.

Bettzeug, Kissen und Leintuch musste man von zu Hause mitbringen. Manchmal wurden am Wochenende Fußballspieler, die nicht mehr nach Hause fahren konnten, im Internat untergebracht. Ekelhaft! Fremde, verschwitzte Menschen schlafen im Bett! In meinem Bett haben zweimal solche Leute übernachtet.

Morgens gab es im Speiseraum ein Frühstück, das in der Regel aus Vollkornbrot, Butter, Marmelade und Malzkaffee bestand. Mittags gab es fast jeden Tag entweder Eintopf oder Bratkartoffeln. Abends wurde manchmal auch Wurst und Käse auf den Tisch gestellt.



Helmut Kluger
14 Jahre alt

Im ersten Jahr (1950) mussten wir jeden Morgen vor dem Frühstück zum Fahnenappell antreten und FDJ-Lieder singen. Im Folgejahr bekamen wir einen neuen Internatsleiter, der den Fahnenappell abschaffte.

Als Stalin im März 1953 starb, wurde ein Volkstrauertag angeordnet. Eine Mitschülerin hat bei geöffnetem Wohnzimmerfenster Jazzmusik, die von Radio Hamburg gesendet wurde, angehört. Dafür wurde sie von der Oberschule verwiesen.

1953 durften wir nach den Sommerferien nur jedes zweite Wochenende nach Hause fahren. Als Begründung wurde uns gesagt, damit sollte die antisozialistische Beeinflussung durch das Elternhaus vermindert werden. Da aber die Verköstigung

am Wochenende nicht funktionierte, wurde diese Regelung nach wenigen Wochen wieder aufgegeben.

Oft wurden wir unvermutet zum Kartoffeln ernten geschickt. Arbeitskleidung wurde nicht gestellt.

Ich habe ein Radio gebaut und ins Internat mitgenommen. Damit haben wir NDR Hamburg oder Rias Berlin gehört. Schon nach wenigen Tagen musste ich zum Heimleiter kommen. Er riet mir, das Radiogerät sofort wieder nach Hause mitzunehmen. Andernfalls müsse er die Angelegenheit melden.

Wir mussten sehr oft an Demonstrationen teilnehmen und im FDJ-Hemd erscheinen. In der Regel wurden diese als Friedensmärsche bezeichnet.

Am Weltfrauentag wurden Plakate mit den Bildern von Clara Zetkin und Rosa Luxemburg mitgeführt. Muttertag zu feiern war zwar nicht verboten, galt aber als dekadent.

Im Gegenwartskundeunterricht wurden wir mit den Lehren des Marxismus-Leninismus vollgestopft – bis zum Kotzen!

Uns wurde gelehrt, Ziel sei nach dem Aufbau des Sozialismus die Verwirklichung des Kommunismus. Im Kommunismus werden Menschen durch Menschen nicht ausgebeutet, es gibt kein Privateigentum, alles gehört allen, jeder lebt nach seinen Bedürfnissen. – Was für ein Schwachsinn!

Wer sich zum christlichen Glauben bekannte, wurde überall benachteiligt. Eine Mitschülerin wurde wenige Monate vor dem Abitur von der Schule verwiesen, weil sie statt des FDJ-Abzeichens das Kugelkreuz (Evangelische Junge Gemeinde) an ihrer Jacke trug.



Nach dem Abitur wollte ich an der TH Dresden Elektrotechnik studieren.

Da in den Schulakten als Beruf meines Vaters „Kaufmann und Bäcker“ eingetragen war, wurde ich nicht zum Studium zugelassen. Ich musste zuerst „in die Produktion“ gehen, um meine Verbundenheit zur Arbeiter- und Bauernklasse zu beweisen.

Ich hatte die Wahl zwischen der Plattenfabrik in Boizenburg (Fliesenherstellung) oder der Deutschen Reichsbahn.

*

Ich entschied mich für die Bahn und bekam am 1.9.1954 bei der Signal- und Fernmeldemeisterei in Schwerin eine Stelle als „Werkhelfer“.

Der Unterbezirk erstreckte sich von Hagenow Land bis Bad Kleinen. Meine Aufgabe bestand vorwiegend im Entrosten und Neuanstreichen von Weichenantriebskästen und mechanischen Signalen und dem Auswechseln von defekten Antriebsseilen.

Eines Tages wurde ich zur KVP (Kasernierte Volkspolizei – Vorgängerorganisation der Nationalen Volksarmee) bestellt. Mir wurde angeboten, dass ich zum Studium delegiert würde, wenn ich bereit sei, in die KVP einzutreten.

Mir wurde klar, dass ich in diesem Land keine gute Perspektive hatte. Ich musste mich entscheiden: Mich verbiegen lassen und im System mitmachen oder das Land verlassen.

Während der Heimfahrt von Schwerin habe ich im Zug den festen Entschluss gefasst, in den Westen zu gehen. Ich erinnere mich noch sehr genau an diese Stunde. Ich saß allein im Abteil 3. Klasse auf einer Holzbank, der Zug ratterte und außen sah man die Telefonleitungen.

Damals existierte die Mauer noch nicht. Es war aber verboten, nach West-Berlin zu fahren. Um bei einer Kontrolle nicht aufzufallen, ließ ich mir einen Freifahrtschein nach Frankfurt (Oder) ausstellen und beantragte Urlaub.

Am 19.4.1955 bin ich mit dem Zug von Schwerin nach Berlin gefahren, in Berlin-Friedrichstrasse aber nicht in den Zug nach Frankfurt (Oder) umgestiegen, sondern in die S-Bahn nach West-Berlin. In Berlin-Lehrter Bahnhof habe ich mein Bargeld in Westmark umgetauscht; dann meldete ich mich im Flüchtlingslager Berlin-Marienefelde. Das Lager war mit Flüchtlingen so überfüllt, dass ich an einem Tag sogar bis nach Mitternacht auf einen Schlafplatz warten musste.

Zuerst wurden alle Flüchtlinge von den Geheimdiensten befragt. Bei mir dauerte diese Prozedur eine Woche. Dann wurden wir von Tempelhof nach Hamburg geflogen und mit einem Bus ins Auffanglager für männliche Jugendliche nach Sandbostel bei Bremervörde gebracht.

Dort erfolgte die Verteilung auf die Bundesländer. Nach einem weiteren Aufenthalt im Lager Stuckenbrock wurde ich am 21.5.1955 in das Kolpinghaus Erkelenz eingewiesen.

Im Kolpinghaus bekam ich eine Schlafstelle in einem Vierbettzimmer. Morgens gab es im Essraum Frühstück und jeder bekam 2 belegte Brote als Tagesverpflegung. Dafür musste jeder monatlich 30,00 DM bezahlen.

Ich hatte keinen erlernten Beruf. Das Abitur der „DDR“ wurde in der Bundesrepublik Deutschland nicht anerkannt. Ich musste aber für meinen Lebensunterhalt sorgen.

Vom Arbeitsamt wurde mir eine Arbeitsstelle im Steinkohlebergwerk Hückelhoven zugewiesen. Ich wurde aber nicht eingestellt, weil ich zu groß war.

Dann bekam ich eine Arbeitsstelle bei der Firma Dommers & Wolff (Leuchtstofflampenherstellung) in Mönchen-Gladbach-Neuwerk.

Mein Stundenlohn betrug 0,80 DM. Vom Sozialamt der Stadt Erkelenz erhielt ich einen Einkaufsgutschein für einen Arbeitsanzug (blauer Anton).

Drei Monate später bekam ich in Mönchen-Gladbach Hbf eine Stelle als Fahrkartenverkäufer. Ich zog um ins Kolpinghaus Rheydt, weil ich dort ein Einzelzimmer bekam und der Weg zur neuen Arbeitsstelle wesentlich kürzer war.

*

Im Januar 1956 besuchte ich in Wangen (Allgäu) die Cousine meines Vaters (Tante Dora). Sie war dort ehrenamtlich in der Jugendarbeit tätig und sagte mir, dass in Tübingen für Abiturienten aus der „DDR“ die Möglichkeit bestehe, die Reifeprüfung nachzuholen. Ich bewarb mich sofort beim Oberschulamt, wurde zugelassen und legte im Oktober 1956 die Abschlussprüfung ab.

Wir Flüchtlinge wohnten im Schloss Einsiedel bei Kirchentellinsfurt. Dort bekamen wir Frühstück, Mittag- und Abendessen, aber kein Taschengeld. Ich hatte zum Glück etwa 200 DM gespart und konnte so die Ausgaben für die nötigen Utensilien bestreiten.

Ich war nicht versichert. Als ich wegen sehr heftiger Zahnschmerzen einen Arzt aufsuchen musste, ließ ich mir vom Sozialamt Tübingen einen Behandlungsschein ausstellen. Das war für mich sehr deprimierend, denn die Angestellte vom Sozialamt machte mir auf Schwäbisch Vorhaltungen und tat so, als ob sie selbst die Kosten tragen müsse. Ich fühlte mich wie ein Bettler.

Wegen fehlender materieller Grundvoraussetzungen wagte ich nicht, ein Studium zu beginnen.

Weil die Deutsche Bundesbahn einen Unterhaltszuschuss zahlte, der bei äußerster Sparsamkeit zum Überleben reichte, bewarb ich mich für den gehobenen Dienst. Die Ausbildung begann am 2. Mai 1957 und dauerte 3 Jahre.

Vom 2. November 1956 bis zum 30. April 1957 arbeitete ich als „Muli-Fahrer“ (Elektro-Schlepper) bei der Gepäck- und Expressgutabfertigung Stuttgart Hbf. Damals hatten die meisten Reisezüge einen Packwagen, in dem Gepäck und Expressgut befördert wurde. Unter den Gleisen 1 bis 16 war eine Verteileranlage. Dort wurden die Güter sortiert und über Lastenaufzüge zu den Gepäckbahnsteigen gebracht.

Am Hl. Abend 1956 hatte ich Nachtdienst. Als ich mich umkleiden wollte, erschien der Personalchef, Herr Maier, und lud mich ein, mit seiner Familie das Weihnachtsfest zu feiern. Das war ein herrliches Erlebnis, ich war nicht mehr allein.

Bei Ankunft in Stuttgart hatte ich keine Unterkunft. Ein Hotel konnte ich mir nicht leisten. Die ersten zwei Nächte durfte ich in der Gepäckaufbewahrung auf einer Krankentrage schlafen.

Dann bekam ich bei Familie Grimm in der Löwentorstraße 26 als Untermieter eine kleine Dachkammer (ohne Heizung). Im Februar konnte ich im Bundesbahnwohnheim in der Goppeltstraße 19 ein Zimmer beziehen. Dort wohnte ich bis zu meiner Heirat.

*

Beim Sudetendeutschen Tag in Stuttgart 1957 trafen sich die ehemaligen Gießhübler in einer Gastwirtschaft in Bad Cannstatt. Dort war auch Frau Martha Preis, geb. Wondrejz, aus Gießhübel. Sie lud mich zu sich ein. Als ich Familie Preis besuchte, lernte ich die bildhübsche 18jährige Inge kennen. Ich habe mich sofort in sie verliebt.

Fast jeden Sonntag verbrachte ich bei Familie Preis. Inges Mutter war sehr gut zu mir, sie war „meine Mutter“. Ich fühlte mich wie daheim.

Familie Preis war sehr gastfreundlich und hatte zahlreiche Übernachtungsgäste.
1960 baute die Familie in Gerlingen ein Haus.

Ab 13. August 1961 war es nicht mehr möglich, die DDR ohne Reiseerlaubnis zu verlassen. Weil täglich mehrere Hundert Menschen in den Westen flüchteten, errichteten die kommunistischen Machthaber eine Grenzbefestigungsanlage mit Todesstreifen, an der jeder erschossen wurde, der versuchte, sie zu überwinden.

Am 16. Mai 1964 haben wir geheiratet.
Meine Eltern bekamen keine Reiseerlaubnis und so mussten wir ohne meine Angehörigen feiern.

1966 durfte ich 1 Woche lang meine Eltern in Lübtheen besuchen. Die Freude war riesengroß! Mein Bruder Siegfried bat mich, ihm bei der Flucht aus der sogenannten „DDR“ zu helfen.

Über das Ehepaar Nootbaar aus Berlin, langjährige Freunde meiner Schwiegereltern, bekamen wir Kontakt zur Fluchthilfe-Organisation Hasso Herschel.

Mein Bruder und seine Verlobte, Dorothee Steindorf, flüchteten Ostern 1967 in einem großen amerikanischen Pkw von der Tschechoslowakei nach Österreich. Dorothee wurde in einem Raum, der zwischen dem Armaturenbrett und dem Motorraum eingebaut war, versteckt. Mein Bruder bekam einen gültigen Reisepass mit anderem Namen, der ein gültiges Visum für die Tschechoslowakei enthielt.
Der Pkw-Lenker besaß einen Diplomatenpass eines afrikanischen Landes.
Der Fluchtpreis betrug 5.000 DM pro Person; 10.000 DM entsprachen damals einem durchschnittlichen Jahreseinkommen.

Bei den Fluchtvorbereitungen von Siegfried und Dorothee war Inge sehr engagiert. Beide wohnten nach der Flucht wochenlang bei uns.

*

Nach der Flucht wurden meine Eltern von der Stasi mehrmals verhört. Da sie in die Fluchtpläne nicht eingeweiht waren, konnten sie auch keine Aussagen machen. Alle Briefe wurden von der Stasi beschlagnahmt. Deswegen korrespondierten wir über Freunde, die nicht in Lübtheen wohnten.

Meine Mutter war schwer erkrankt. Ende 1968 beantragten die Eltern die Ausreise, die ihnen genehmigt wurde. Die ersten Wochen lebten sie bei Siegfried, der in Ludwigsburg eine Dreizimmerwohnung hatte.
Meine Mutter musste nach wenigen Tagen ins Krankenhaus Ludwigsburg, wo sie am 11.2.1969 verstarb.
Mein Vater bezog in der Nähe eine kleine Dachgeschosswohnung und starb am 26. Mai 1979 in Ludwigsburg.

*

Nach meiner Prüfung zum Bundesbahninspektor, die ich mit dem Gesamtergebnis „sehr gut“ bestand, war ich 13 Jahre lang beim Bahnhof Stuttgart Hbf tätig: Zuerst als Fahrdienstleiter auf Stellwerk 2 (Fernverkehr), dann als Leiter des Güterbahnhofs (sieben Jahre) und zuletzt als Leiter des Personenbahnhofs (zwei Jahre).

Im Güterbahnhof waren 5 Rangierlokomotiven eingesetzt, die über Funk mit dem Stellwerk 4 und dem jeweiligen Rangierleiter verbunden waren. Ich habe einen Verbesserungsvorschlag gemacht und das System so geändert, dass Schäden beim Rangieren deutlich vermindert wurden.

Ab 1973 leitete ich die „Verkehrsüberwachung“ bei der Bundesbahndirektion Stuttgart. Dort war ich verantwortlich für die Lenkung des Schienengüterverkehrs bei Schwankungen und Stockungen.

1980 übernahm ich die Leitung der „Oberzugleitung“ und war zuständig für alle Maßnahmen zur Weiterführung des Zugbetriebs bei großen Störungen und Unregelmäßigkeiten im Zugverkehr im Bereich der Direktion Stuttgart (Gebiet Württemberg).

Ich bekam eine Netzkarte 1. Klasse für alle Züge des Bundesgebiets und eine Mitfahrberechtigung auf allen Lokomotiven.



Berechtigungsausweis zur Mitfahrt auf allen Triebfahrzeugen

Wesentlich beteiligt war ich am Bau und der Weiterentwicklung einer Rechnerunterstützten Zugüberwachung (RZü). In der RZÜ Stuttgart wurden auf 16 Farbbildschirmen der gesamte Zugbetrieb zwischen Bruchsal und Ulm sowie der gesamte S-Bahn-Bereich live angezeigt und rund um die Uhr disponiert.

Ich habe ein progressives Dispositionsverfahren entwickelt. Damit wurde die Leistungsfähigkeit der stark überlasteten Hauptabfuhrstrecke Stuttgart – Ulm mit ihrem Schwachpunkt Geislinger Steige um 30 % verbessert.

Von der Hauptverwaltung der DB bekam ich ein dafür einen Dankesbrief und eine Geldprämie.

Außerdem habe ich ein Rechnerunterstütztes Betriebsmeldeverfahren zur rechtzeitigen und umfassenden Kundeninformation bei Störungen im Reise- und Güterverkehr erarbeitet.

Ab 1987 war ich auf Vorschlag der Bundesbahndirektion Stuttgart als Schöffe beim Verwaltungsgericht Stuttgart tätig.

1988 wurde ich zum Leiter der Projektgruppe „Zugfunk“ ernannt und 1989 vom Präsidenten der BD Stuttgart für den Höheren Dienst vorgeschlagen.

Diese Beamtenlaufbahn ist normalerweise nur mit einem abgeschlossenen Hochschulstudium möglich.

Ich wurde für ein Jahr zur Direktion Karlsruhe abgeordnet. Dort erstellte ich eine Wirtschaftlichkeitsberechnung für den Einsatz mobiler Containerverladefahrzeuge im Rangierbahnhof Basel.

Als Prüfungsaufgabe für die Übernahme in den Höheren Dienst erarbeitete ich ein Konzept „Signalisierter Zugleitbetrieb Wiesentalbahn“.

1990 übernahm ich die Leitung der Ga Kornwestheim. Sie war die größte und modernste Stückgutumschlaganlage Europas. Täglich wurden 450 Güterwagen umgeladen. Die Güterwagen wurden in der 50 000 qm großen Halle von 2 Rangierlokomotiven bereitgestellt und abgeholt.

Zusammen mit meinen Kollegen aus Hannover und Hamburg habe ich bundesweit ein System zur Sendungsverfolgung durch Einsatz von Barcode eingeführt.

Heutzutage ist dieses Strickcodeverfahren allgemein üblich.

Bei der DB habe ich zahlreiche Fortbildungsseminare im Schulungszentrum in Bad Homburg besucht, die in der Regel 3 bis 5 Tage dauerten und von externen Trainern durchgeführt wurden.

Nach Gründung der Deutsche Bahn AG wurde ich Niederlassungsleiter bei der BAHNTRANS GMBH für den Bereich Nordwürttemberg. Ich war als leitender Angestellter verantwortlich für die Hauptumladestelle Kornwestheim, den Containerbahnhof Ludwigsburg, 5 Zweigniederlassungen und 33 Stückgutabfertigungen.

Ich wurde aus dienstlichem Interesse zur BAHNTRANS GMBH beurlaubt.

Dort wurde mir Handlungsvollmacht erteilt, ich bekam ein sehr hohes Gehalt (und Boni) und einen Mercedes-Dienstwagen.

An meinem 65. Geburtstag bin ich nach 43 Arbeitsjahren als Bundesbahnberrater aus dem aktiven Dienst ausgeschieden.

*

Inge besuchte die Frauenfachschule, gewerbliche Richtung und danach die Berufspädagogische Hochschule in Stuttgart. Nach ihrer Abschlussprüfung musste sie als Lehramtsanwärterin ein Praktikum absolvieren. Dazu wurde ihr in Waiblingen eine Stelle zugewiesen.

Wir waren frisch verheiratet und wohnten anfangs bei Inges Eltern in Gerlingen.

Die tägliche Fahrt von Gerlingen nach Waiblingen war für Inge sehr anstrengend: Straßenbahn Gerlingen – Stuttgart Hauptbahnhof, S-Bahn Stuttgart – Waiblingen, Busfahrt zur Schule. Sie war fast 2 Stunden unterwegs.

Im Oktober 1964 bekamen wir von der Bahn in Stuttgart in der Mönchstraße 5 eine Zweizimmerwohnung.

Als Inge ihre zweite Lehrerprüfung ablegen sollte, wir kamen meine Eltern unerwartet eine Reiseerlaubnis für Westdeutschland. Da wir den Besuch nicht ablehnen wollten, verschob Inge ihre Prüfung zur Übernahme in das Beamtenverhältnis es auf einen späteren Zeitpunkt.

Inge bekam eine Stelle in Stuttgart Vaihingen und später eine bei der Hauswirtschaftlichen Berufsfachschule in Stuttgart-Stöckach.

Sie war Landesbeamtin und wurde fast jedes Jahr einmal befördert. Schon nach wenigen Jahren war sie Berufsfachschulrätin.

*

Wir hatten sehr viele Besuche. Ab 1965 durften Menschen aus der Ostzone, die über 65 Jahre alt waren, Reisegenehmigungen beantragen. Diese waren 4 Wochen gültig. Das nutzten manche reichlich aus.

Ich bewundere Inge heute noch, wie sie das alles geschafft hat: Vorbereitung des Unterrichts, Haushalt und Besuche.

Mein Vater, der in Ludwigsburg wohnte, war fast jeden Sonntag zum Mittagessen bei uns. Inge versorgte seine gesamte Wäsche.

*

Inge und ich verreisten oft und sehr gerne. Unsere erste große Reise unternahmen wir 1964 in die Türkei. Wir fuhren mit dem Zug von Stuttgart nach Istanbul, von dort mit einem zweimotorigen Propellerflugzeug nach Antalya und ebenso wieder zurück. Antalya hatte einen Miniflughafen. Bei der Landung standen 2 Männer mit Feuerlöschern neben der Landebahn.

Damals war das Land vom Tourismus unberührt. Wir haben herzliche Gastfreundschaft erlebt. Wenn wir essen wollten, suchten wir immer ein Lokal, dessen Boden mit Sägemehl bestreut war. Das war hygienisch! Im Basar von Istanbul habe ich handeln gelernt.

Am liebsten besuchten wir aber Griechenland und Ägypten. Um uns besser verständigen zu können, belegten wir einen Fernkurs „Neugriechisch“.

Wir erwogen, uns ein Segelboot zu kaufen. Um zu testen, ob wir seefest sind, unternahmen wir vom 26.12.1973 bis 12.1.1974 eine Frachtschiffreise mit dem Erzfrachter „Emma Oldendorf“ von Holland bis Narvik.

In Narvik besuchten wir auch das Grab von Hannelores Vater, der an Weihnachten 1944 bei der Fahrt nach Hause versenkt wurde und in Narvik begraben wurde.

Auf dem Frachter waren wir die einzigen Passagiere. Wir bekamen die Eignerkabine und der Kapitän empfing uns mit den Worten: „Ich muss doch mal sehen, was für Jecke sind, die zu dieser Jahreszeit an Bord kommen“.

Wir durften uns auf dem gesamten Schiff frei herumbewegen, waren oft auf der Brücke und hatten ein sehr gutes Verhältnis zum Kapitän und der Mannschaft. Tagelang tobte ein heftiger Sturm und als wir nach Hause kamen, hatten wir das Gefühl, dass wir schwankten.

*

Ich erwarb in Sipplingen den Segelschein und das Bodenseeschifferpatent.



Unser Schulschiff in Sipplingen

Wir bekamen im Bundesbahnhofen Lindau einen Liegeplatz und kauften uns eine Delanta 26. Im Sommer fuhren wir jedes Wochenende zum Segeln an den See.



Auf unserer Segelyacht Ingeborg (1978)

Im Juni 1972 bekamen wir Im Hochhaus in der Rotenwaldstraße 119 eine schöne Dreizimmerwohnung mit herrlicher Aussicht auf Stuttgart.

Inge wollte ursprünglich Innerarchitektin werden. Sie hat einen sehr guten Geschmack. Wir kauften hochwertige Möbel (Cor-Sitzgruppe, Behr-Bücherwand, Saarinen Tisch und Stühle usw.) und richteten uns sehr gemütlich ein. Im Wohnzimmer hatten der Fußboden, die Sitzgruppe und die Wände die gleiche Farbe beige. Die Bilder an den Wänden wurden mit Swisslamp-Strahlern angeleuchtet.

1977 wurde unsere Tochter geboren. Welch eine große Freude! Wir kauften bei Möbel-Behr ein Kinderbett aus Holz. Das wird sogar heute noch von unseren Enkeln benutzt.

Inge beantragte einen halben Lehrauftrag und während ihrer Abwesenheit kümmerte sich unsere Flurnachbarin, Frau Maier, um Christine.

Christine war ein sehr freundliches Baby. Sie lachte alle Leute an und nahm sofort Blickkontakt auf. Als sie 3 Monate alt war, nahmen wir sie mit auf unser Boot. Wir hatten Kinderwagen und Badewanne an Bord. Das Segeln machte ihr offensichtlich großen Spaß.

1980 wurde unser Sohn geboren. Wir freuten uns riesig!

Da unsere Wohnung auf lange Sicht zu klein wurde und wir einen zuteilungsreifen Bausparvertrag hatten, kauften wir in Leonberg ein Reihenhaus, das wir am 14. Mai 1981 bezogen.

Da uns unsere beiden Kinder sehr am Herzen liegen, ließ sich Inge vom Schuldienst beurlauben und betreute daheim liebevoll die beiden Sprösslinge.



Unsere beiden Kinder (1980)

Nach 10 Jahren Beurlaubung schied Inge aus dem Schuldienst aus und wurde Dozentin in der Volkshochschule Leonberg. Sie unterrichtete 18 Jahre lang das Fach „Deutsch als Fremdsprache“ und hatte sehr guten Kontakt zu den Kursteilnehmern. Die Teilnehmer waren hoch motiviert und Inge machte die Arbeit Freude.

*

Ich habe die Nazidiktatur und die „Diktatur des Proletariats“ (Originalton im Gegenwartskundeunterricht) erlebt. Nach meiner Lebenserfahrung haben Nazis und Kommunisten viele Gemeinsamkeiten („Führer befehl, wir folgen dir...“ – „Die Partei, die Partei, die hat immer recht...“).

Der wesentliche Unterschied besteht in den Farben Braun und Rot.

Das Wichtigste für mich ist und bleibt meine Familie. Ich habe meine Frau immer geliebt und bin ihr immer treu geblieben.

Unsere beiden Kinder sind wohl geraten und die vier Enkel bereiten uns täglich große Freude. Sie sind oft bei uns. Ich habe ihnen ein rotes Auto gekauft. Sie benutzen es mit sehr großer Begeisterung.



Elektroauto mit Motorengeräusch, Licht, Hupe, Musik und Fernsteuerung

Mein ganzes Leben lang hatte ich ein bedingungsloses Gottvertrauen.
Deshalb habe ich keine Angst vor dem Sterben. Ich weiß, dass ich in die Hand eines liebenden Gottes fallen werde.

Leonberg, im März 2019